

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Band: - (1992-1993)
Heft: 44

Artikel: Vaters Tod
Autor: K., Cäcilia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vaters Tod

Von Cäcilia K.

«Auffallend ist, dass wir in eigener Sache entweder romanhaft lügen oder stockend und mit belegter Stimme sprechen.»

(Christa Wolf: Kindheitsmuster)

Sprachlosigkeit stellt sich ein, sobald ich vor dem leeren Blatt sitze. Die Schwierigkeit, von meinem Vater, seinem Tod, mir – und wie dies alles miteinander verwoben ist – zu erzählen, hat zuerst mit der Erinnerung zu tun. Weniger mit der Erinnerungs(un)fähigkeit als mit der Erinnerungs(un)willigkeit, mit meinem Widerstand, dem Schmerz wieder (zuviel) Raum in mir zu geben. Mich-Erinnern, was für mich nicht Abrufen, sondern Lebendig-Machen bedeutet, ist – noch immer – mit Schmerz und Trauer verbunden. Ich weiss nicht, ob die Jahre irgendwann diesen Gefühlen ihre Tiefe nehmen und sie verblassen lassen können. Vielleicht.

«Die Jahre, die wieder aufsteigen, sind dieselben Jahre nicht mehr. Licht und Schatten fallen noch einmal auf unser Gesicht, das aber gefasst bleibt.»

(Christa Wolf: Nachdenken über Christa T.)

Sprechen, Schreiben von meinem Vater, von mir. – Die Tochter, die ich war, hatte nicht gesprochen. Sie sagte kein Wort zu ihren Freundinnen über das Geschrei des Vaters und das müde Schweigen der Mutter, über zuviel Arbeit auf dem kleinen Bauernhof und ständige Geldsorgen, über Alkohol und Schläge. Kein Wort über die stummen Gebete, die sie Sonntag für Sonntag an ihren katholischen Gott richtete, über ihre Bitten an ihn, geduldig und verständnisvoll sein zu können – und um die Kraft dazu. Kein Wort über ihre tränenlangen Nächte, die sie sich selbst nicht erklären konnte. Sie liebte ihre Eltern – wie ihre Freundinnen die eigenen Eltern liebten, über die sie nicht sprachen.

Als sie in die Stadt kam, um zu studieren, lernte sie Frauen kennen, die anders als mit stillem Dulden mit ihrer Trauer umgingen, die das Schweigen über ihre Väter und Mütter brachen. Sie lernte zu vertrauen – und begann zu sprechen. Da war vieles, was sie dem Vater zu sagen hatte. Wäre gewesen.

«Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd.»

(Christa Wolf: Kindheitsmuster)

Die Entdeckung seines Selbstmordes liessen mir Herz und Gedächtnis stillstehen, und die Erinnerungen an die Tochter, die ich war, versanken ins Dunkel. Jene Fragen, die mir noch geblieben waren, wurden nicht beantwortet, Vorwürfe wurden un-denkbar und un-fühlbar. Meine Mutter übte sich in Verklärung, um mit der Erinnerung an diesen Mann einundzwanzig Jahre ihres Lebens zu bewahren und zu retten, um sich selbst zu retten. Die Schuld, die in den Augen einer selbstgerechten Dorfgemeinschaft auf uns – der Ehefrau

und den drei Töchtern – lastete, wiesen wir zurück. Und doch – der Stachel blieb.

Tot stand er plötzlich in einer Grösse vor mir, die er im Leben niemals hatte. Der kranke, schwache Vater war von mir im Zorn vielleicht zu fürchten, doch in keinem Fall zu ehren. Das Schweigen, das sein Grab umgab, der Schmerz, einen Tod zu begreifen, und ein dumpfes Schuldbewusstsein nahmen der Vergangenheit ihr Gewicht und dem Blick die Schärfe.

Der tote Vater war das Standbild, vor dem ich lähmend lange stand, das mir im Weg zu mir selbst stand. Ich stellte mich fremd demgegenüber, was gewesen war – bis ich mit meiner jüngeren Schwester zusammenfand und wir das Schweigen brachen. Ihre Erinnerung an den Vater (und auch an die Mutter) war nicht oft die meine, doch in der Fremdheit fanden wir uns wieder.

Ich ging ein zweites Mal weg, in eine andere Stadt, noch weiter als die erste. Diesmal nahm ich die Erinnerungen mit – und dies lässt mich daran glauben, irgendwann nicht nur zu überleben.

